

Zürich

«Wir Prostituierten sind auch Mütter»

Leben im Rotlicht-Milieu Noch bis mindestens Ende Februar bleibt Prostitution in Zürich verboten. Sexarbeiterinnen müssen schauen, wie sie über die Runden kommen.

Martin Sturzenegger

Ilona (Nachname der Redaktion bekannt) empfängt ihre Freier eigentlich an der Hohlstrasse im Kreis 4, im Hotspot des Zürcher Rotlichtmilieus. Im Gebäude des Wurstgrills Biergarten führt die Treppe durch eine Sicherheitschranke, hinauf ins zweite von sechs Stockwerken. Ein Mann mittleren Alters eilt mit gesenktem Blick die Treppe runter. Auf den Etagen reiht sich Zimmer an Zimmer, die hölzernen Türen sind mit geschwungenen weissen Zahlen beschriftet. Hinter der 22 verbirgt sich eine dunkle 1-Zimmer-Wohnung. Hier arbeitet und lebt Ilona seit nunmehr drei Jahren.

«Willkommen bei mir zu Hause», sagt die 53-jährige Estin. Das Zimmer ist spartanisch eingerichtet und blitzblank geputzt. Die rund 20 Quadratmeter enthalten ein kleines Bad, eine Kochnische, eine Schrankfront, ein TV-Gerät und ein grosses Bett. Dafür bezahlt Ilona monatlich 1850 Franken. Würde die 1-Zimmer-Wohnung zu diesen Konditionen auf einem Immobilienportal ausgeschrieben, man würde es für einen schlechten Scherz halten. Für Sexarbeiterinnen im Langstrassenquartier ist es die Normalität.

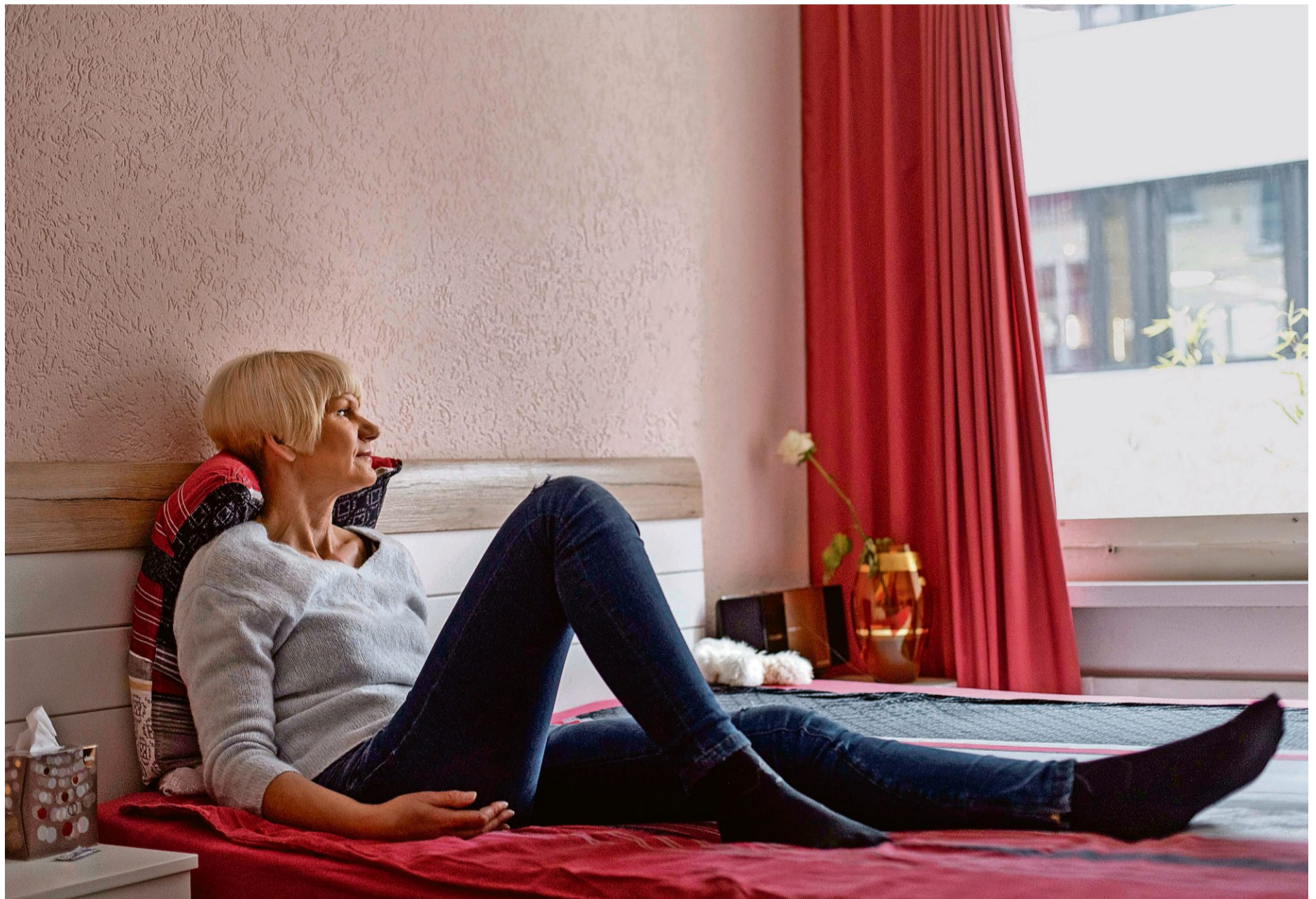
Ilonas Tage sind länger geworden, seit die Regierung im Dezember ein Prostitutionsverbot ausgesprochen hat – «zur Eindämmung der Infektionen mit dem Coronavirus», wie der Kanton formulierte. «Damit haben sie unsere Seelen zerstückelt», sagt Ilona.

Dumpingpreise auf der Strasse

Mit TV-Serien und stundenlangen Stadtpaziergängen vertreibt sie sich die Zeit. Freier bedienen sie momentan keine. Dennoch habe sie Glück, sagt Ilona, von einzelnen Stammkunden erhalte sie Unterstützung: «Einer bezahlte eine ganze Monatsmiete.» Andere hätten ihr Essen oder Geld gespendet, ohne dafür einen Dienst zu verlangen. «Die Kunden unterstützen mich, weil sie mich nicht verlieren wollen.»

Verloren sind andere. Etwa die Frauen, die unweit von Ilonas Wohnung auf der Strasse ihre Dienste anbieten – trotz Verbot. «30 Franken für Blasen, 50 für Sex», sagt eine Frau, die mehr oder weniger diskret an der Langstrasse steht. Sie stellt sich als Leyla vor, Leyla aus Ungarn. Aus der Ferne nähert sich eine Polizeipatrouille, Leyla verschwindet um die nächste Ecke.

Die Illegalität kann Frauen wie Leyla teuer zu stehen kommen. Mindestens 450 Franken kostet die Erstbusse, im schlechtesten Fall 950 Franken – wenn mehrere Gesetze gleichzeitig verletzt werden. Etwa: Verletzung des Prostitutionsverbots sowie keine gültige Meldebestätigung. Die Stadtpolizei Zürich teilt auf Anfrage mit, dass sie im neuen Jahr bislang zwei Bussen wegen Strassenprostitution und 18 wegen Sexinseraten ausgesprochen habe. Und die Freier? Diese würden unisono mit 450 Franken gebüsst. Rund ein Dutzend Mal sei dies bis jetzt passiert.



«Sie haben unsere Seelen zerstückelt», sagt Ilona und meint damit den Regierungsrat, der ihr nicht erlaubt, zu arbeiten. Foto: Anna Tia Buss

Es ist Geldnot, die diese Frauen auf die Strasse treibt. Die Mieten für Zimmer, wo Sexarbeiterinnen ihre Kunden bedienen können, sind in der Regel hoch. 130 Franken pro Tag verlangen etwa die Betreiber des Milieulokals Sonne, das sich nur einen Steinwurf von Ilonas Wohnung befindet. Im Zimmer arbeiten und leben die Frauen, WC und Dusche müssen sie sich mit anderen teilen, eine Küche gibt es nicht.

Solche Bedingungen lassen darauf schliessen, dass Ilona mit ihrer 1-Zimmer-Wohnung zu den Privilegierten im Sexgewerbe gehört. «Diese Frauen lassen sich ausnutzen», sagt Ilona. «Weil sie das System nicht kennen oder die Sprache nicht beherrschen, sind sie wehrlos.» Einige böten sich an, zu Dumpingpreisen, auch jetzt, wo es eigentlich verboten sei.

Ilona hat ihren eigenen Tarif: 100 Franken verlange sie für Sex, 150 Franken oder 200 für Dominanzdienste, Haus- und Hotelbesuche kosteten noch etwas mehr. Viele ihrer Kunden kenne sie schon lange. «Ich vertraue ihnen, sie vertrauen mir», sagt Ilona. Geschäftsmänner, Bauarbeiter, Lehrer, Politiker – Männer aus allen Schichten. Nicht alle kämen für den körperlichen Dienst. Einige wollten mit ihr reden, ihre Sorgen und Freuden mit ihr teilen. «Ich zähle auch Psychopathen zu meinen Kunden, die mir ihre innersten Geheimnisse anvertrauen», sagt Ilona, solche, die starke Medikamente schlucken müssten, um nicht gemein-

gefährlich zu werden. «Ich bin ihre beste Psychologin.»

An der Schöneeggstrasse im Kreis 4, etwas ausserhalb des Rotlicht-Hotspots, befindet sich die Anlaufstelle Isla Victoria. Hier finden Sexarbeiterinnen Beratung, Lebenshilfen und stets ein offenes Ohr. Es ist der schneereichste Nachmittag seit Jahren. Maria Magdalena und «Katastrophe», zwei Transfrauen, sitzen an einem Holztisch und nehmen ihre erste Mahlzeit des Tages ein: eine Portion Makkaroni, vor dem

Lockdown noch zwei Franken, jetzt kostenlos.

Die 36-jährige Kroatianin gibt sich den Fantasienamen «Katastrophe», um anonym zu bleiben, aber auch, weil es die aktuelle Situation am besten beschreibe: «Es ist eine grosse, grosse Katastrophe.» Wegen des Prostitutionsverbots kämpfen die beiden um ihre Existenz. Katastrophe wohnt in Seebach bei einem Rentner, der sie aufgenommen hat. Freier kriege sie zurzeit keine, nach Kroatien zurückzugehen sei sinnlos. Es würde sie erwarten: eine noch schlimmere Wirtschaftskrise, Homophobie und eine ungeliebte Halbschwester als einzige Hinterbliebene.

Maria Magdalena, eine 40-jährige Spanierin, hat sich vor 20 Jahren in Thailand für 6000 Franken zur Frau umoperieren lassen. Sie ist noch immer glücklich über diesen Entscheidung und würde jetzt gerne erotische Massagen anbieten. Die aktuelle Gesetzeslage verbietet auch dieses Angebot – obwohl es nicht zum Geschlechtsverkehr kommt. Maria Magdalena ist aufgebracht: «Wenn ich pro Tag nicht mindestens 100 Franken einnehmen kann, wird es finanziell schwierig für mich.»

Anna Maros, Sozialarbeiterin bei Isla Victoria, sitzt ebenfalls im Raum, getrennt durch eine Plexiglasscheibe. Sie nennt dies «strukturelle Benachteiligung». Körperliche Gesundheitstherapien seien derzeit erlaubt, obwohl es bisweilen zu engem Körperkontakt komme. «Ich finde das nicht falsch», sagt Maros. Sie

könne aber nicht verstehen, weshalb gleichzeitig eine Erotikmassage verboten sein soll. Die Sexarbeitenden würden von der Öffentlichkeit komplett ignoriert, obwohl ihre Not derzeit riesig sei. «Die Frauen laufen komplett unter dem Radar.»

«Gib mir 300 Franken oder mach es dir selbst»

Zweimal bereits, im Dezember und im Januar, standen die Sexarbeiterinnen vor der Isla Victoria Schlange; Hunderte Meter weit, bis zur Langstrasse. In einer koordinierten Aktion von Beratungsstelle, Stadt und Kanton wurde ihnen eine Nothilfe ausbezahlt: 23 Franken pro Tag. Verteilt wurden Sammelbeträge von jeweils 700 respektive 300 Franken, teilt das Zürcher Sozialdepartement auf Anfrage mit. 350 Sexarbeitende seien bisher unterstützt worden. Ob das Angebot weitergeführt werde, sei noch unklar.

Für Sexarbeiterinnen, die in überteuerten Zimmern leben und arbeiten, ist diese Hilfe wie ein Tropfen auf den heissen Stein. Ihre Miete von monatlich 1800 Franken bezahlt Maria Magdalena von ihrem Ersparten. Sie zeigt ihr Handy, der Kontostand leuchtet auf: 3600 Franken. Geld, das sie sonst ihren Familienangehörigen auf Gran Canaria schicken würde, nun aber selbst braucht. «Ich bin wie eine Ameise», sagt Maria Magdalena, «immer fleissig und einen Notvorrat für harte Zeiten anlegend.»

Gelegentlich empfangen sie dennoch Kunden. «Ohne Amore

geht es nicht», sagt sie. Die gegenwärtige Situation habe für sie sogar Vorteile. Als Transfrau profitiere sie ohnehin von weniger Konkurrenz. Nun seien zusätzlich viele Frauen in ihre Heimat abgereist oder in andere Kantone wie Bern abgewandert, wo die Prostitution noch immer legal ist.

Die Auswahl an Sexarbeiterinnen sei zurzeit beschränkt, die Freier müssten jene Frauen wählen, die noch zur Verfügung stehen: «Manchmal sehen sich Kunden gezwungen, sich mit mir einzulassen», sagt Maria Magdalena. Dann sage sie: «Gib mir 300 Franken oder geh nach Hause und mach es dir selbst.»

Ilona von der Hohlstrasse empfindet die aktuelle Lage als unfair: «Wir Prostituierten sind auch Mütter.» Ihr Sohn, mittlerweile erwachsen, lebt in Australien. Sie finanzierte seine Ausbildung mit mehreren 10'000 Franken. Vor 19 Jahren kam Ilona in die Schweiz, erst Genf, dann Stationen in Bern, Luzern und nun Zürich. In den besten Zeiten habe sie so viel wie ein Arzt verdient. Jetzt im Lockdown habe sie viel Zeit für sich, um zu reflektieren: «Ich mache kein Geheimnis aus meinem Beruf. Ich bin stolz auf das, was ich erreicht habe.»

Persönliche Gegenstände sind in ihrer Wohnung keine zu sehen. Die Trennung zwischen Privat und Beruf sei ihr wichtig, sagt Ilona. Ein Bild ihres Sohnes liege versteckt hinter einer Schranktür. Nur vor ihm hat sie ihren Beruf geheimgehalten.

«Die Kunden unterstützen mich, weil sie mich nicht verlieren wollen.»

Ilona
Sexarbeiterin